

# Wildbader Chronik

Amtsblatt

für die Stadt Wildbad.

Anzeiger

für Wildbad und Umgebung.

Erscheint **Dienstag, Donnerstag und Samstag.**  
Bestellpreis incl. **Postfr.** Sonntagsblatt vierteljährlich  
1 Mk. 10 Pfg. (monatl. im Verhältnis). Bei allen württ.  
Postanstalten und Boten im Orts- u. Nachbarortsverkehr  
Bierteljährlich 1 Mk. 15 Pfg.; außerh. desselben 1 Mk. 20 Pfg.;  
hiesig 15 Pfg. Bestellgeld.



**Die Einrückungsgebühr**  
beträgt für die einpaltige Zeile oder deren Raum  
8 Pfg., auswärts 10 Pfg., Reklamezeile 20 Pfennig  
Anzeigen müssen spätestens den Tag zuvor aufgegeben  
werden. Bei Wiederholungen entsprechender Rabatt.  
Stehende Anzeigen nach Uebereinkunft.

Nro. 55.

Dienstag, den 9. Mai 1905.

41. Jahrgang.

## In Schillers 100. Todestag.

Von Schulrat Dr. Mosapp-Stuttgart.

Der 10. November 1859 war in Württemberg und ganz Deutschland ein großer nationaler Festtag. Der 9. Mai 1905 wird es noch mehr werden. Mit Stolz schaut Schwaben auf diesen den größten Sohn, den es gebar und von dem es mit besonderem Vorrecht das Wort seines überlebenden Freundes Goethe sagen kann: „Denn er war unser.“ Jedoch „auch manchen Mann, auch manchen Held, im Frieden gut und stark im Feld, gebar das Schwabenland“, und doch werden deren Geburts- und Todestage nicht als nationale Feste gefeiert. Daß Schillers 100. Todestag eine Nationalfeier wird, wie sie keinem anderen Sterblichen geweiht wird, das hat seinen Grund in der himmelanstrebenden Größe des Mannes. Er ist als Mensch das Urbild des sittlichen Strebens, das aus kleinen äußeren Verhältnissen zur Selbständigkeit und Freiheit, aus der Enge in die Weite, aus den Abgründen der Gefühlsliebe zu den edlen Höhen sittlicher Vollendung, aus der Gährung zu der Klärung sich durchgerungen hat: „Zum Höchsten hat er sich emporgeschwungen, mit allem, was wir schätzen, eng verwandt“; und so ist er in seiner Person ein Lehrer, ein Erzieher ohne gleichen, ein hohes Vorbild zumal für die Jugend, die an ihm lernen möge: „Das war ein rechter Mensch und so sollte man auch sein; denn hinter ihm, in weissen Scheine, lag was uns alle bündigt, das Gemeine.“ Und er ist als Dichter der Sänger der hohen sittlichen Ideale, die er mit einem Ernst ohne gleichen seiner Zeit und aller Zeit predigte wie ein Prophet von Gottes Gnaden. Seine Balladen, dieser Kranz von glänzenden Perlen, sie rühmen uns Reinheit und Heiligkeit, Frömmigkeit und Gottesfurcht, Demut und Gehorsam, Freundschaft und Treue als leuchtende Sterne des Lebens. Seine „Glocke“ weiß in unvergleichlicher Schönheit dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben die hohen Ideale vorzuzeichnen. Seine Dramen durchzieht der Gedanke der Verknüpfung von Schuld und Strafe; „das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld.“ Seine größte Bedeutung für uns Deutsche liegt aber in seiner Stellung als vaterländischer Dichter. In einer vaterlandslosen Zeit wies er auf „das heiligste der Völk, den Trieb zum Vaterlande.“ In einer Zeit schlimmer Bedrückung durch den alten Erbfeind verstand sein Volk die prophetische Mahnung in der „Jungfrau von Orleans“:

Was ist unschuldig, heilig, gut.

Wenn es der Kampf nicht ist fürs Vaterland? —  
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht  
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!

Und in den Tagen der tiefsten Knechtung  
schöpfte Deutschland aus seinem „Toll“  
den mutvollen Glauben, daß „eine Grenze  
hat Tyrannenmacht“, ließ es sich von dem  
toten Dichter zurufen:

Seid einig — einig — einig

Ans Vaterland ans teure, schließ dich an.

Das halte fest mit deinem ganzen Herzen;

Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft!

Schillers Geist war es, der bei Leipzig  
und Waterloo, bei Wörth und Sedan mit-  
gekämpft und der als verkürter Genius  
am 18. Januar 1871 die Gelöbnisworte  
vorgesprochen hat:

Wir sind ein Volk, und einig woll'n wir handeln.

Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern.

In keiner Not uns trennen und Gefahr!

Darum ist er seinem deutschen Volk  
ans Herz gewachsen; darum ehrt es ihn,  
wie keinen anderen seiner Söhne. Kein  
Alter, kein Stand, keine Partei steht ab-  
seits am 9. Mai; alle ehren Schiller als  
den Ihren, und er ist auch der Mann al-  
ler. Möge die Schillerfeier ein Jungbrun-  
nen für unser Deutschland werden, mögen  
die weitesten Kreise unseres Volkes nicht  
bloß Schiller feiern, sondern ihm nachleben  
und -streben: empor vom Niedrigen zum  
Idealen, zur Höhe sittlicher Vollendung,  
zum Adel feilscher Verklärung, ihm nach,  
der „uns vorglänzt wie ein Komet ent-  
schwindend, unendlich Licht mit seinem Licht  
verbindend!“

So feiert ihn, denn was dem Mann das Leben  
Nur halb erteilt, soll ganz die Nachwelt geben!

## Rundschau.

Niefern (Bez. Pforzheim), 3. Mai.  
Gestern stürzte das 6jährige Töchterchen  
des Metallschleifers Chr. Bauer als es  
auf einem Baum Maikäfer schütteln wollte,  
wobei der Ast brach, in den Kanal und  
ertrank. Am Rechen der Papiermühle  
wurde es später als Leiche gefunden.

Kürnberg, 2. Mai. Infolge Stei-  
gerung der Fleischpreise beschlossen beide  
städtische Kollegien, an die Staatsregier-  
ung das Ersuchen zu richten um Einberu-  
fung einer Landeskommission für Fleisch-  
versorgung behufs Steuerung der allge-  
mein drückenden Fleischnot.

Essen, 5. Mai. Durch Bestellungen  
von Feldgeschützen und sonstigen Aufträgen in  
Kriegsmaterial, ist die Beschäftigung der  
Kruppschen Fabrik so stark, daß die Zahl  
der Arbeiter 30000 überschritten hat. Wegen  
Wohnungsmangel wurde ein Baracken-  
bau in Aussicht genommen.

— Kaiser Wilhelm kehrt am 5. Mai  
nach sechs wöchiger Abwesenheit auf deutschen

Boden zurück. Die offiziöse Nordd. Allg. Ztg.  
schreibt aus diesem Anlaß: „In allen deut-  
schen Gauen werden dem erlauchten Monar-  
chen herzliche Willkommengrüße entgegen-  
gebracht, mit denen der Ausdruck der innig-  
sten Freude über die durch die Fahrt nach  
dem Süden bewirkte Stärkung der Gesund-  
heit des Herrschers sich verbindet. Während  
des Aufenthalts in Italien ist den Ma-  
jestäten vom Hof, von den Behörden und von  
der Bevölkerung der freundlichste Empfang  
zuteil geworden, der sehr wesentlich dazu  
beigetragen hat, dauernd die Erinnerung  
an das Verweilen in der herrlichen Natur  
einzuprägen. Das deutsche Volk erwidert  
die den Majestäten erwiesene Freundschaft  
mit dankbaren Empfindungen und erneuert  
bei diesem so erfreulichen Anlaß die Ver-  
sicherung der aufrichtigen Zuneigung und  
der treuen Freundschaft für das verbünde-  
te Königreich und das schöne Land Ita-  
lien.“

— Im Regierungsbezirk Oppereln sind  
während der ersten Aprilhälfte 407 Er-  
krankungen und 212 Todesfälle an Genick-  
starre vorgekommen.

— In der Angelegenheit der Gräfin  
Montignoso veröffentlicht die „Dresd. Rund-  
schau“ den Vertrag, der im Januar 1903  
zwischen dem damaligen Kronprinzen Fried-  
rich August von Sachsen und der jetzigen  
Gräfin Montignoso abgeschlossen worden  
ist. Artikel 2 besagt, daß die Kronprinzessin  
die Herausgabe ihres 205 000 Gulden be-  
tragenden Heiratsguts zu beanspruchen, es  
aber für vorteilhafter erachtet habe, für  
ewige Zeit darauf zu verzichten und statt  
dessen eine jährliche Rente von 30000  
Mk. zu beziehen. In Artikel 5 heißt es,  
die Kronprinzessin habe sich behufs Er-  
langung der Rente folgenden Bedingungen  
unterworfen: 1. auf Titel und Rang einer  
Kronprinzessin von Sachsen zu verzichten,  
2. ihren Aufenthalt ständig außerhalb des  
deutschen Reichs zu nehmen, 3. in Zukunft  
sich jeder verletzenden Äußerung in der Presse  
zu enthalten und 4. nichts zu unternehmen,  
was geeignet wäre, dem sächsischen Hof  
und Volk gegenüber öffentliches Aergernis  
zu erregen. Die „Rundschau“ bemerkt, da  
die Pflicht der Herausgabe des Heirats-  
guts eine unbedingte sei, so sei auch die  
Pflicht der Zahlung der Rente, als Äqui-  
valents, eine unbedingte, und es sei ernst-  
lich zu prüfen, ob die Bedingungen des §  
5 nicht den ganzen Vertrag hinfällig mach-  
ten. Die Rente ist gesperrt worden, weil  
die Gräfin Montignoso durch ihr Verhalten  
in Florenz öffentliches Aergernis erregt  
haben soll. Die Rundschau weiß weiter mit-  
zuteilen, daß bis jetzt alle Verhandlungen  
gescheitert seien, daß die Gräfin einstwei-  
len nicht daran denke, ihr Kind heraus-  
zugeben, und daß die Rente nach wie vor



gesperrt sei. Die Rente werde daher auch weiter von privater Seite gewährt werden. Rechtsanwalt Dr. Häckel habe nunmehr die Klage abgefaßt, die beim Oberlandesgericht eingereicht werde. Weiter wird mitgeteilt: Der Gräfin sei es peinlich, mit ihrer Tochter, der königlich sächsischen Prinzessin, von privater Mildtätigkeit leben zu müssen; deshalb habe sie den Plan gefaßt, ihr Perlenkollier zu verkaufen, das aus 270 der edelsten und größten Perlen bestehe. Ein Pariser Juwelier habe dafür 250 000 Fr., ein Londoner Juwelier 300 000 Fr. geboten.

Unterhaltendes.

Meine offizielle Frau.

Von Col. Richard Henry Savage. (Fortf.) (Nachdruck verboten.)

Auf der Gesandtschaft fand ich nur einen kurzen Brief von Marguerite, worin sie sich beklagte, daß ich sie während meines Aufenthalts in St. Petersburg nicht dorthin kommen lassen wollte, aber versprach weitere Nachricht abzuwarten.

So war also die unmittelbare Gefahr der Entdeckung wieder etwas ferner gerückt, und ich kehrte mit leichtem Herzen in den Gasthof zurück. Als ich durch das Bureau ging, traf ich Baron Friedrich, der mir entgegenrief: „Soeben habe ich mich nach dem Befinden der gnädigen Frau erkundigt, mein lieber Oberst, und freue mich zu hören, daß es ihr soweit besser geht, wenn sie auch noch nicht im Stande ist, abzureisen.“

„Nein,“ entgegnete ich, „wir reisen erst morgen.“

„Direkt nach Paris?“ sagte er mit scherzhafter Betonung des Wortes „Paris“, die mich erschreckte.

„Konnte das etwas zu bedeuten haben?“ überlegte ich auf dem Weg nach unsren Zimmern, schob aber dann alles auf meine Nerven.

Dann warf ich mich auf das Sofa und schlief ein; es war schon spät am Nachmittag, als ich erwachte. Köstlich! Der Schlaf hatte mir neue Kraft gegeben und mich über acht Stunden der Erwartung hinweggetäuscht.

Wie mochte sich meine Patientin befinden? Ich klopfte an ihre Tür und trat auf eine leise Aufforderung hin ein.

„Ich bin im Begriff, mein Essen zu bestellen, es wäre am besten, Sie leisteten mir Gesellschaft, Kleine.“

Traurig schüttelte sie den Kopf.

„Ueberlegen Sie sich's noch einmal,“ rief ich und trug eine Sorgfalt zur Schau, von der ich weit entfernt war.

„Das offizielle Goldmännchen ist ja sonst so verlassen!“ Damit wollte ich ihre bleichen Wangen streicheln, aber sie warf mir einen mörderischen Blick zu und sagte: „Sie Glender!“

So nahm ich also meine Mahlzeit einsam ein, aber als ich behaglich beim Nachtsisch saß — denn ich bin ein Mann, dessen Appetit nur schwer zu verderben ist — klopfte es an die Tür, und weil ich dachte, es sei der Kellner, rief ich: „Herein!“

Zu meinem Leidwesen erschien aber statt des Kellners Major Sascha Weletsky, der leidenschaftlich rief: „Ich bin viermal hier gewesen, und immer hat man mir gesagt, die gnädige Frau sei zu krank, um jemand empfangen zu können, aber ich bin zu besorgt, um fernbleiben zu können.“

Dann brach er los: „Wie geht es ihr? Ich weiß, sie befindet sich besser, aber hat sie sich ganz erholt? Fühlt sie sich kräftig genug jemand zu sehen, der ihr so ganz ergeben ist wie ich?“

Eben wollte ich erwidern, sie sei noch nicht wohl genug dazu, aber da ging zu meiner Verwunderung Helenes Tür auf und sie kam selbst heraus; wohl machte sie unsichere, kleine Schritte, sah aber wunderbar frisch und reizend aus in ihrem Schlafrock.

„Die Stimme eines Freundes klingt mir so angenehm, mein lieber Sascha,“ sagte sie, „daß ich der Versuchung, sie in der Nähe zu hören, nicht widerstehen konnte.“

Noch ehe ich vom Tisch aufgesprungen war, hatte mein Nebenbuhler schon seinen Arm um sie geschlungen und geleitete sie zärtlich und sorgsam zu einem Lehnstuhl. Bei diesem Anblick beschloß ich, den Ehemann zu spielen, und bemerkte: „Gut, liebes Herz, Du kannst zehn Minuten mit Deinem Vetter sprechen, aber nicht länger — Sascha sieht selbst, daß Du nicht kräftig genug bist, um länger aufzubleiben.“ Dann vertiefte ich mich zum Schein in eine Zeitung.

Was sie sprachen, konnte ich nicht verstehen, denn der Offizier hatte seinen Stuhl dicht an den der Kranken herangezogen; das Gespräch schien aber beiden sehr unterhaltend zu sein, denn als ich auf meine Uhr blickte, und rief: „die Zeit ist um“, sprach Lust zur Auflehnung aus den Augen der Dame und Wut aus denen des Herrn.

„Als Dein Gatte und als Dein Arzt muß ich darauf bestehen,“ sagte ich mild, denn ich wußte, daß ich gegen beide im Vorteil war.

Sascha konnte mir meine Sorge um mein Weib nicht verargen und Helene nicht wagen, ihm zu verraten, daß sie das gar nicht sei. Gelassen stand ich also auf und führte Helene, trotz ihres Bittens und Schmollens und trotz Saschas Zorn, fast mit Gewalt in ihr Schlafzimmer zurück, indem ich zärtlich bemerkte: „Morgen früh, wenn Du kräftiger bist, mein Schatz, kannst Du dann länger mit Vetter Sascha plaudern.“

Damit machte ich die Tür zu und stand dann meinem verdrießlich an seinem Schnurrbart kauenden Nebenbuhler gegenüber.

„Was für ein Tyrann von einem Ehemann Sie sind,“ sagte er.

„Das wären Sie auch, mein lieber Major, wenn Sie eine so hübsche Frau hätten,“ erwiderte ich.

Dann läutete ich und bestellte Tee und Toast für meine Kranke, die, wie ich bemerkte, im Begriff war, sich ins Bett zu legen.

Nun mußte Sascha sich notgedrungen zurückziehen, und ich dachte, es gewähre unter Umständen doch einen Vorteil, auch nur der offizielle Gatte zu sein. Als diese Erfrischungen gebracht wurden, trug ich sie selbst zu meinem Schüßling hinein, den ich, von der kurzen Unterhaltung erschöpft, im Sofa zurückgelegt fand; als ich ihr Tee anbot, schüttelte sie nur den Kopf.

Ich besteho darauf — für die morgige Reise bedürfen Sie der Kraft!“

„Deren Ihr abscheuliches Getränk mich beraubt hat,“ rief sie mit entrüsteter Stimme und zornigen Blicken

„Das geschah, um mein Leben zu retten.“

„Um seines zu retten,“ brach sie los, „seines, das mir preisgegeben war, das ich im nächsten Augenblick vernichtet hätte, mit einem Schlag, durch den Rußland vielleicht befreit und alle die von diesem Tyrannen Mißhandelten und Beknechteten gerächt worden wären!“

„Meine liebe Helene,“ erwiderte ich leichtsin, „Sie sprechen wie sonst nur eine Polin oder Jüdin sprechen würde.“

„Ich bin beides!“ rief sie zu meiner Verwunderung.

„Was?“ stieß ich hervor.

„Ja,“ wiederholte sie, „eine Polin durch meines Vaters, eine Jüdin durch meiner Mutter Blut!“

Dann fuhr sie etwas ruhiger fort: „Ich möchte nicht gern falsch von Ihnen beurteilt werden, denn Sie denken, ich trage das Herz einer Mörderin im Busen. Hören Sie meine Rechtfertigung!“

Ihr Gesicht nahm einen traurigen, ihre Augen einen rührenden Ausdruck an, als sie mit zitternden Lippen flüsterte: „Mein Vater war ein polnischer Edelmann aus der Klasse, die der, den ich gestern habe richten wollen, und seine Vorfahren auszurotten versucht haben, wie sie mein Vaterland Polen vernichtet haben. Meine Mutter war eine Jüdin, die Tochter eines Bankiers in Warschau; trotz der Verschiedenheit des Ranges und der Rasse liebte mein Vater meine Mutter heiß genug, um sie zu heiraten. Glücklicherweise über den ihr dadurch gebotenen Vorwand, ließ die russische Regierung seinen Namen aus der polnischen Adelsliste streichen, erklärte die Ehe für ungültig und mich, den Sproßling derselben, für unehelich. Dann kam der Aufstand von 1863 und 1864. Mein Vater, fast von Sinnen durch das ihm zugefügte Unrecht, kämpfte in den Reihen der Insurgenten, und als die patriotischen Truppen zerstreut worden waren, weigerte sich meine Mutter, sein Versteck zu verraten. Dafür, o mein Gott, dafür — hören Sie mich, Sie stumpfsinniger Amerikaner — dafür wurde meine heißgeliebte Mutter zur Anute und zur Verbannung nach Sibirien verurteilt, wohin sie übrigens nie gelangte, weil sie es vorzog, sich unterwegs das Leben zu nehmen, statt eine Beute der Kosaken zu werden. Gott sei Dank hat mein Vater wenigstens von diesen an seinem heißgeliebten Weib verübten Greueln nie etwas gehört, denn er wurde in einem in Brand gesteckten Dorf an dem Tage niedergemetzelt, als meine Mutter auf dem Marktplatz in Warschau öffentlich ausgepeitscht wurde. (Fortf. folgt.)

Sie sparen beim Einkauf von Fahrrädern und Nähmaschinen viel Geld durch direkten Bezug von der Süddeutschen Fahrrad- und Maschinen-Industrie, G. m. b. H., Stuttgart.
Fahrräder m. voll. Garant. v. M. 65.- an
Pneumatik-Mäntel . . . . 4.-
Luftschläuche . . . . 2.75
Nähmaschinen m. 5jähr. Gar. . . . 45.-
Katalog grat. u. franko. Vertreter, auch für gelegentl. Verkäufe, gesucht. Auf Wunsch Probestellung.

28 Millionen Stück Doering's Eulen-Seife sind bis Ende 1904 zum Verkauf gelangt. Keine andere Toilette-Seife hat einen solchen Erfolg aufzuweisen! Dieser Verbrauch ist der beste Beweis für die Güte und die vorzügliche Wirkung des Fabrikats. Man weise minderwertige Nachahmungen zurück und verlange nur Doering's Eulen-Seife, welche zum Preise von 40 Pfg. per Stück überall zu haben ist.